

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1918-1919)

Artikel: Über deutsche und französische Musik
Autor: Prittwitz-Gaffron, E. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leistung eines Kilowatt, 24 Stunden lang aus unseren elektrischen Anlagen bezogen, nicht einmal 3 Fr. kostet!

Betrachten wir nun die in der Schweiz verfügbaren Wasserkräfte. Es sind darüber sehr weit auseinandergehende Schätzungen bekannt geworden. Halten wir uns aber an die sehr vorsichtig aufgestellte offizielle Berechnung, welche in dem kürzlich erschienenen *Statistischen Jahrbuch der Schweiz* (1917) mitgeteilt wird, so können wir daraus ableiten, dass wir über einen Schatz von mindestens zwei Millionen Kilowatt verfügen, von denen kaum der fünfte Teil ausgebeutet ist. Daraus können wir die Gewissheit schöpfen, dass unsere einheimischen Wasserkräfte mehr als ausreichend sind, um den Import der Kohle zu ersetzen. Die Kohle hat freilich vor der elektrischen Energie den eigentümlichen Vorzug, dass man sie sehr bequem in beliebigen Mengen aufspeichern kann, während dies bei der Elektrizität bekanntlich recht schwierig ist. Es ist eine Kleinigkeit, ein „Kohlenlager“ einzurichten — aber es ist ein nur sehr unvollkommen gelöstes Problem, die elektrische Energie aufzuspeichern, sobald es sich um die für Städte und Länder nötigen großen Mengen handelt. Wenn wir aber auch annehmen, dass die Elektrizitätswerke nur die Hälfte ihrer Energie nutzbringend verwenden können, so ist diese Leistung immer noch viel größer als die aus den eingeführten Kohlen gezogene.

Die 1,6 Millionen Kilowatt weißer Kohle, welche in unserem Lande noch der Ausbeutung harren, werden allerdings erst nach Aufwendung von viel Mühe und Geld verfügbar. Nimmt man nach den bisherigen Erfahrungen etwa 1000 Fr. Anlagekosten für jedes im Großbetrieb eingerichtete Kilowatt an, so braucht es mehr als eine und eine halbe Milliarde Fr., um die Wasserkräfte der Schweiz auszubeuten. Der Zins und die Abschreibung würden dann eine Summe von ungefähr hundert Millionen Fr. jährlich ausmachen. Wir würden also unter diesen Annahmen noch fünfzig Millionen Franken jährlich ersparen, wenn wir die weiße einheimische statt der schwarzen fremden Kohle benützen könnten.

Es wäre verlockend, sich auszumalen, welche Formen das wirtschaftliche Leben der Völker in etwa fünfzig Jahren angenommen haben wird, wenn unsere Enkel den letzten Wassertropfen nutzbar verwendet haben werden. Die Hauswirtschaft, der Verkehr, die Industrie, die Landwirtschaft werden dann viel rationeller eingerichtet sein, die reichlich vorhandene billige Naturkraft wird den Arbeitern und Bauern einen großen Teil mühsamer körperlicher Arbeit abgenommen haben.

MEILEN

RUDOLPH LAEMMEL



ÜBER DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE MUSIK

Wer in den Erinnerungen von Hector Berlioz blättert, wird mit stauender Bewunderung wahrnehmen, wie eminent persönlich die oft blitzenden Gedanken formuliert sind und wie aktuell alles anmutet, was dieser Genius der französischen Musik dachte und schrieb. Voll des Leids und voll der Sehnsucht richtete er in den Zeiten tiefster Not, umgeben vom Unverstand

der Kunstkritik und der geistigen Trägheit der Zeitgenossen, seine Augen auf das nachbarliche Land, das einen Bach und Beethoven geboren hatte: *Germania, alma parens*. Es ist wie ein Klang aus längst entschwundenen Tagen, dass hier der Romane mit seiner ganzen Seele Deutschland sucht. Deutschland hörte den Ruf des vereinsamten Künstlers und hat früher als die Heimat Hector Berlioz eine Stätte bereitet. — Wir Deutschen rufen die besten Traditionen unserer musikalischen Kultur ins Gedächtnis zurück, wenn wir der Männer gedenken, die in Wort und Schrift und durch die Tat die Werke Hector Berlioz' der musikalischen Welt gleichsam wieder schenkten. Süddeutsches Land war es, die kleine badische Residenz Karlsruhe, in der durch den befeuernden Impuls eines Mannes wie Felix Mottl in den 80er und 90er Jahren die Werke des Franzosen in mustergültigen Aufführungen herausgebracht wurden. So mancher von diesseits und jenseits des Rheins weiss zu berichten von jenen Zeiten, in denen aus allen Teilen Frankreichs die Berlioz-Pilger nach Karlsruhe strömten.

Dies alles ist vergangen und gehört schon der Musikgeschichte an. — Was aber einmal wirklich lebendig war, geht nicht unter. Berlioz' Stellung in der neueren Musik ist heute nicht mehr umstritten. Die Musik weist ihm den Platz neben Liszt und Wagner, wiewohl Berlioz doch Romane ist und bleibt, wenn wir nur seines Wesens reiche Eigenart begriffen haben. Wer die reizvolle Aufgabe unternähme, eine Kultur des 19. Jahrhunderts aus dem Geiste der Musik zu schreiben, müsste Berlioz als den großen Vorläufer Wagners darstellen. Das ist nicht wenig, denn Berlioz hatte bereits im Jahre 1828 seine *Fantastische Symphonie* und einzelne *Faustszenen* komponiert, als der Schöpfer des *Tristan* kaum daran dachte, Musiker zu werden. Der Einfluss Wagners war dann freilich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein so ungeheurer, dass sich die Zeitgenossen recht als Zwerge fühlten, und es ist auch in Deutschland gar nicht lange her, dass wir uns von dem schweren Druck einer bedingungslosen Gefolgschaft Wagners frei gemacht haben und jenen Meistern den Platz in hellstem Lichte gönnen, die wie Hugo Wolf, Anton Bruckner, Peter Cornelius lange Zeit in ihrem Eigenwert unterschätzt wurden. Schon jetzt darf man sagen, dass die Wagner-Epigonen eine objektive Wertung der neben Wagner schaffenden Meister erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht haben. Wenn wir dies im Lande Bachs und Beethovens eingestehen, wieviel mehr muss es bei den Romanen verhängnisvoll wirken, wenn das Kunstwerk Richard Wagners durch den trüben Spiegel der „Wagnerianer“ gesehen wird. — Deren gab es auch in Frankreich — wenigstens vor dem Kriege — sehr viele; wer sich für alle diese Fragen interessiert, dem empfehle ich die Lektüre des Buches von Romain Rolland, *Musiciens d'aujourd'hui*. Das Auge des Romanen sieht schärfer die krummen Linien, die der missverstandene Wagnerkult in Frankreich gezogen, und sein klarer Geist erfasst instinktiv die Wesenheiten der musikalischen Kultur der beiden Länder, die er wie Wenige liebt und kennt. Wir wollen es den Romanen gern glauben, dass ihnen das Kunstwerk Richard Wagners im Tiefsten fremd bleibt und so die französische Musik ein Recht hat, den ihr *eigenen Stil* zu pflegen. Der Krieg hat das unmöglich scheinende möglich gemacht, nämlich die allen gemeinsame Kunst in das Prokrustesbett des beschränkten Nationalismus einzuzwängen und jede Möglichkeit im Keime zu ersticken, sich vorurteilslos über die Fragen der Notwendigkeit gegenseitiger Ergänzung auszusprechen. In der Flut der Kriegsliteratur, der auch

die Kunstkritik ihren Tribut zahlte, sucht der Historiker mühsam nach festen Punkten, von denen aus er das Bleibende im Wechsel der Erscheinungen festhalten könnte.

Wie dem auch sei, der Kampf der Waffen hat den Kampf der Geister nach sich gezogen. Wollen wir den scheuen? Haben wir in Kunst und Wissenschaft in deutschen Landen nicht unschätzbaren Besitz, dass wir aus den Bergeschächten deutscher Kunst lauterer Gold ans Licht schaffen und aus vollen, reinen Händen verschenken können? Wer der Kunst oder sonst einem hohen Menschenberufe dient, weiss, dass er die Befriedigung der Arbeit nicht im Egoistischen suchen darf, sondern dass er einem Größeren dient; da müssen die Schranken des Nationalen fallen und die Bahn frei werden zu den Höhen des Menschentums. Die Dichter, die Denker sind Führer auf diesem Weg, der sich nur zu gehen lohnt, wenn das Ziel von weitem sichtbar ist. Dazu aber müssen wir an die Werke und an die Menschen selbst heran, wir müssen uns in das fremde Leben und Denken einfühlen, damit es unser eigenes Volkstum bereichere. Wir sollen gewiss nicht im Götzendienste des Fremden unsere Kräfte vergeuden, aber noch viel weniger uns im Kultus des Ichs versteinern. Wenn es wahr ist, dass der Krieg der Vater aller Dinge ist, dann hoffen wir, dass er in künstlerischen Dingen den Staub der Eigenbrödelei wegfege. Ein jeder kehre vor seiner Tür. Das Wort Hans Sachsens in den *Meistersingern* sollte in der deutschen Kunstkritik tiefer als bisher verstanden werden: „Doch einmal im Jahre fänd' ich's weise, dass man die Regeln selbst probier', ob in der Gewohnheit trägem Geleise ihr Wert und Kraft sich nicht verlier'“. Trotz aller Geschäftigkeit, mit der ein quantitativ ungeheurer Kunstbetrieb arbeitet, ist das Kunstleben in Deutschland träge geworden. Es hat oft das tiefrauschende Leben der stillen in sich Einker haltenden künstlerischen Arbeit verkümmern lassen.

Bei der Betrachtung der *musikalischen Ethik und Pädagogik* der Gegenwart kommt es darauf an, dass man endlich die besonderen Wesenheiten einer musikalischen Kultur in ihrer Bedingtheit und Eigenart erkenne. Die deutsche Musik der Gegenwart ist reich an Entwicklungsmöglichkeiten. Ihr steht andersartig die neuere französische Musik gegenüber. Beide müssen wir aus den Werken, aus den Menschen und aus der Kultur ihres Volkes verstehen lernen. In Deutschland hat der Bourgeois und der Kunstgelehrte sich die Phrase von der oberflächlichen romanischen Musik so angewöhnt, dass er allen Ernstes mit dem Begriff des romanischen Elementes in der Musik etwas schlechthin Inferiores verbindet und sich dadurch selbst den Weg versperrt zu einer objektiven Beurteilung der positiven Werte der fremden Kultur. Bleiben wir bei der Musik: es wird in Deutschland der Gegenwart wahrhaftig *nicht nur* wertvolle Musik produziert, und einer so eigenartig umrissenen, oft problematischen, im ganzen aber eminent bedeutenden und selbständigen Persönlichkeit wie Claude Debussy haben wir meines Erachtens in Deutschland kaum Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Gerade Romain Rolland hat in seinem oben genannten Buche ein lesenswertes Kapitel der gegenseitigen Ergänzung der deutschen und französischen Musik gewidmet.

Kunst und Wissenschaft müssen nach den schweren Erschütterungen, die die Völker durchlebt haben, wieder zu den aufbauenden Kräften werden, die die Nationen zu einander führen. Es wäre ein übles Vorzeichen, wenn die Ewigkeitswerte, die über die Jahrhunderte hinweg in Kunst und Wissen-

schaft ruhen, durch einen verblendeten nationalistischen Stolz in den Staub gezerzt wurden. Gewiss sollen die Nationen ihre besonderen Kräfte zur vollen Reife auswirken lassen und in der Ausgestaltung der eigenen Begabung bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit gehen. Hippolyte Taine¹⁾ hat einmal in prägnanter Form die beiden Urbegabungen (wenn man so sagen darf) der Germanen und Romanen in folgenden Sätzen ausgesprochen: „Le talent de bien dire, voilà l'esprit de cette race (der Franzosen), d'autre part il n'est ni métaphysicien ni artiste, il laissera les Grecs et les Allemands sonder la nature intime de l'objet.“

BERN

E. v. PRITTWITZ-GAFFRON



„L'ESSOR“

SOCIAL, MORAL, RELIGIEUX

(Journal romand paraissant chaque quinzaine. Genève.)

Petit mais vigoureux champion de l'idéal, cette feuille d'avant-garde, si bien nommée, inaugure sa quatorzième année d'existence sous les meilleurs auspices. Fondé en 1904 par le pasteur Sublet, continué par Mr. Paul Pettavel, l'Essor passe cette année sous la direction de Mr. Adolphe Ferrière, l'éminent Genevois, dont on peut dire qu'il possède, au premier chef, l'intelligence du bien.

Son but constant demeure: coopération libre des volontés pour le bien commun. A son programme sont inscrites les questions d'ordre social les plus actuelles: refonte des partis en Suisse, avenir du socialisme, infiltrations étrangères, éducation etc. Il aborde les questions d'ordre religieux avec une remarquable largeur de vues, en insistant davantage sur la psychologie des phénomènes religieux que sur les doctrines qui prétendent régler ceux-ci. „Faisons“, dit Mr. Ferrière, „en religion de la physiologie et non de l'anatomie“. Et plus loin: „La foule actuelle a faim d'une religion nouvelle, mais qu'on ne s'y trompe pas, à nos yeux cette religion nouvelle n'est pas, ne peut pas être une création nouvelle, une invention, une doctrine inédite. C'est la religion d'hier, la religion de toujours, celle qu'a proclamée Jésus, celle qu'ont entrevue tous les peuples, tous les fondateurs de religions pour peu qu'ils fussent des vivants et des voyants.“

A ceux qui cherchent et qui hésitent, comme à ceux qui croient, nous signalons l'Essor dont émane un souffle vivifiant pour tous.

L. M.



NEUE BÜCHER



PESTALOZZI. Der Mensch und Dichter. Heft 6 der Schweizerischen Bibliothek bei Rascher, Zürich 1919. Preis 1 Fr.

Mit Schiller, Washington, dem polnischen Freiheitshelden Kosciüsko ist

unser Pestalozzi 1792 von der französischen Nationalversammlung zum Bürger der französischen Republik ernannt worden, da er die Befreiung der Völker vorbereitet habe. In einem kleinen Bändchen, von Max Konzel-

¹⁾ *Nouveaux essais de critique et d'histoire.* 1886.